

¶

Geert Mak

DIE BRÜCKE VON ISTANBUL

Eine Reise zwischen Orient
und Okzident

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

Pantheon

Die niederländische Originalausgabe wurde im März 2007 unter dem Titel »De brug« von der Stiftung CPNB im Rahmen der niederländischen Buchwoche veröffentlicht. Die niederländische Buchhandelsausgabe wird bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam/Antwerpen, erscheinen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Dritte Auflage

Pantheon-Ausgabe Oktober 2007

De brug © 2007 by Geert Mak

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007

by Pantheon Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-55040-3

www.pantheon-verlag.de

»Auf der Brücke schließt man keine Freundschaften;
Von der Brücke aus schaut man zu.«

Sait Faik

I SCHWARZER WIND

Auf der Brücke rechnet man nur in Millionen. »Gestern hab ich für zwanzig Millionen gefangen, lauter Sardinen.« »Drei Millionen für das schönste Foto Ihres Lebens!« »Zwei Tee, das macht dann eine halbe Million, vielen Dank.« »Ich steh' hier schon seit dem frühen Morgen; vier Millionen, wann kommt endlich mal wieder Geld über die Brücke?« »Echtes Chanel, fünf Millionen!«

Die hohe Stimme der Losverkäuferin schallt durch die Ladenpassage: »Wer spielt mit um hundert Milliarden? Wer spielt mit?« In dem Schaufenster hinter ihr warten Zeus-, Super-, Kral-2000-Magnum- und Blue-Compact-Pistolen auf Käufer, nicht zu vergessen die kleineren Damenpistolen, die elegante Geax und die Class-mini. Schon für zehn Raten zu je fünfundzwanzig Millionen hat man die Macht über Leben und Tod in der Tasche.

Die Brücke bietet alles, was der Mensch so braucht: Käämme, Gesundheitssandalen, Zigaretten, tanzende Mädchenpuppen, Gucci-Tassen und Rolex-Uhren für lächerliche zwanzig Millionen, Nokia-Handys von fragwürdiger Herkunft, Regenschirme, mit üppigen Blumenwiesen bedruckt, Rasierpinsel, Kondome und endlos vorwärtsrobbende Infanteristen aus graugrünem Plastik, die alle zehn Sekunden eine Salve herunterrattern. Eine Million ist ungefähr einen halben Euro wert. Eigentlich ist es altes Geld aus der Zeit vor der großen Währungsreform, aber die Brücke hat ihre eigene Währung. Und den Fisch gibt es als Zugabe, als Geschenk der Brücke. Immer hängen Angeln über dem Geländer.

Heute ist der Tag der dicken Sardinen. Es ist ein Rätsel, woher sie so plötzlich kommen, aber unter der Brücke müssen sich gerade gewaltige Schwärme aufhalten – nächste Woche beißen dann wieder nur ein paar magere Fischlein an. Eine resolute Dame zieht Fisch um Fisch aus dem Wasser, während Ausflugsboote und rostige Schlepper unter der Brücke herbrummen und Straßenbahnen die Gehwege erzittern lassen. Früher war sie Krankenschwester, ist dann in Rente gegangen, arbeitet jetzt im Computerhandel. Seit zehn Jahren angelt sie hier schon, innerhalb weniger Stunden fischt sie das Abendessen für ihre Familie zusammen. »Für mich ist das eine Form von Meditation.« Sie zündet sich eine Zigarette an und reicht mir ihre riesige Angel. »Fühlen Sie mal, es entspannt.« In der Ferne schieben sich Tanker vorbei, rote Schüttgutfrachter auf dem Weg von der Krim nach Europa, weiße amerikanische Kreuzfahrtschiffe.

So wie manche Regionen ein gutes Dutzend Wörter für Regen, Schnee oder Nebel kennen, so unterscheidet diese Stadt fast zwanzig Arten von Wind, und die Fischer haben jeder dieser Arten ihren eigenen Namen gegeben. Wenn der Angenehme Sturm, der Sturm der Amseln oder der Sturm der Kuckucke von Westen kommt, wird das Frühjahr mild und trocken. Östliche Winde wie der Fischsturm bringen mit ihrem Morgennebel in der Hitze des Sommers Abkühlung und zu allen Jahreszeiten Regen. Der Boreas, aus Nordost, treibt im Winter den Schnee in die Stadt.

Jetzt warten alle auf die Frühjahrsstürme, die Stürme der Schwalben und der Schwäne. Die Stadt hat schon eine Tourisuskampagne gestartet. Drei Millionen Tulpen sind gepflanzt worden: Wo man hinschaut Tulpen, sogar oben auf den Hubtürmen der Brücke wiegen sie sich in der kalten Luft, dicke Blasen aus rotem und gelbem Kunststoff.

Aber vorerst kommt das Wetter noch vom Schwarzen Meer,

der Schwarze Wind weht und bringt mit schöner Regelmäßigkeit heftige Schauer. Die Angler haben sich in Plastik, Segeltuch und alte Kunstdüngersäcke gehüllt. Fähren pendeln durchs Grau, Möwen fliegen vorbei, glänzend schwarze Schirme schaukeln über die Brücke, das andere Ufer versteckt sich in weißem Nebel. Am Nordkai werden die schweren Motoren der Prof. Dr. Aykut Barka und der Mehmet Akif Ersoy angelassen, ihre Schornsteine spucken fettigen, schwarzen Qualm, eine rasante Drehung, und die beiden Fährschiffe brausen davon. Auf den Fernsehschirmen der Cafés unter der Brücke schwimmen den lieben langen Tag Korallenfische hin und her, und sie bleiben heute auch die Einzigen, die den Kellnern Gesellschaft leisten.

Alle haben in den Unterführungen vor und hinter der Brücke Schutz gesucht. Auf der Altstadtseite riecht es wie immer nach Bratfisch, aber kein Kunde lässt sich blicken. Die jungen Zigarettenverkäufer, übellaunig vom Nichtstun, spielen an diesem Vormittag verrückt. Jeder Ausländer, jeder Hinkende, der vorbeikommt, wird zur Zielscheibe ihrer Scherze. Der Parfümverkäufer hat sich im Windschutz eines vorstehenden Abflussrohrs an eine alte Mauer gedrückt: ein Mann in einem zu großen Jackett, die Taschen vollgestopft mit billigen Imitationen; eine von den Gestalten, um die man am liebsten einen Bogen macht, wenn man über die Brücke geht, mit denen man aber zufällig ins Gespräch kommt, weil es regnet und man ohnehin nichts anderes tun kann.

Er erzählt von seinem Dorf, er erzählt wahrscheinlich immer von seinem Dorf. »Es lag in den Bergen, es klebte am Hang, zwölf Häuser, Ziegen, Schafe, ein paar kleine Kartoffeläcker, Bohnen für die Armee, manchmal Tomaten für die Stadt, wir kamen gerade so über die Runden.« Schon mit sieben musste er arbeiten, im Sommer Schafe hüten, dann Brennholz sammeln, bis der erste Schnee fiel. »Spielzeug kannten wir nicht. Wir haben mit Steinen gespielt.«

Heute gibt es sein Dorf nicht mehr, die Familien, die es bewohnten, sind alle fortgezogen, sogar aus den offiziellen Statistiken hat man es gestrichen. Zu groß waren die Familien geworden, manchmal kamen auf jedes Haus zehn, fünfzehn Menschen, und so viele hungrige Mäuler konnte das Dorf nicht stopfen. »Ich werde nie vergessen, wie wir in einer Winternacht von einem Wolfsrudel überfallen worden sind, bestimmt zwanzig Schafe haben sie gerissen. Danach sind alle weggegangen, was hätten wir sonst machen sollen?«

Was aus den zwölf Familien geworden ist, weiß der Parfümverkäufer auch nicht so genau, ja, die meisten sind nach Europa gegangen, einer in die Niederlande. Er selbst fand Gelegenheitsjobs in der Stadt: in einem Schießstand, einem Restaurant, einem Frisörladen. Er verkaufte Wasser, Obst, Fisch, Socken und Armbanduhren. Er heiratete, wurde geschieden; er wohnt in einem Gasthaus und lebt für die seltenen Sonntagnachmittage, an denen er mit seinem kleinen Sohn ein paar Stunden durch die Stadt spazieren darf. Die Brücke ist sein Los, daran ist nichts zu ändern. »Schule oder Studium, das hätte meine Familie nicht bezahlen können, sie war arm, so einfach war das. Ich kann meinen Verpflichtungen nachkommen, ich kann gerade eben für mich selbst sorgen, ich bin allein, deshalb.«

Nachts lebt er nun wieder öfter in dem Dorf mit den zwölf Häusern, dann hört er die Stimmen des Morgens – Vögel, Schafe, den Wind, den Fluss; das Gras raschelt unter seinen Schritten, er spielt mit den Steinen. Jetzt wartet er wie eine nasse Katze darauf, dass der Regen aufhört: Morgen, sagt der Wetterbericht, denn dann kommt Schnee.

Die Brücke ist kaum zu übersehen. Man fliegt auf die Stadt zu, auf diese zehn Millionen Seelen; auf ihre Villen und Wohntürme, die wie Wellen die Hügel überziehen; auf die Meerengen und Buchten, die diese Stadt durchschneiden; auf die Hänge-

brücken zwischen Europa und Asien, über die sich die Konvois der Fernlaster schieben, Stoßstange an Stoßstange; auf die Schiffe, die zu Dutzenden vor den Hafeneinfahrten liegen und schon seit Ewigkeiten vor sich hin zu rosten scheinen; auf die verfallenen Bastionen und Stadtmauern des versunkenen Imperiums; auf die Blaue Moschee, über der immer weiße Vögel segeln, scharf abgehoben vom Abendhimmel. Und dann fällt der Blick unweigerlich auf die Brücke.

Oder man stößt unerwartet auf die Brücke. Man geht die schmalen Straßen am Basar hinunter, vorbei an den Ständen mit Käseläiben und Oliven, an den Ladentischen, die überquellen von Gläsern mit Honig und eingemachten Früchten; an den Eisenwarenhandlungen, an den Läden mit Sägen, Öfen und Teekannen; an den Männern, die sich mit würdiger Miene hinter Kartons voller Kugelschreiber und Papiertaschentücher postiert haben; an den Metzgereien mit Würsten, Mägen und Ziegenköpfen in der Auslage; an den Losverkäufern, die Glück feilbieten. Oder man geht über den Kai mit den Fähranlegern, wird Teil der unüberschaubaren Menge, die morgens in die Stadt strömt; bahnt sich einen Weg durchs Gewimmel der Geschäftsleute, Lastträger, Sekretärinnen, Bäuerinnen, durch die Parade der Aktentaschen und abgetragenen Jacketts, begleitet vom Dröhnen der Motoren, dem Laufschrift der jungen Frauen, den Rufen der Verkäufer; Lichter tanzen auf dem Wasser, jeden Tag anders, rastlos; die Möwen schreien, und dann, wenn man um die Ecke biegt, hinter den Kiosken und Treppen, steht man auf einmal vor der Brücke.

Eigentlich ist die Brücke gar nicht schön. Eine Betonkonstruktion, gut einen halben Kilometer lang, zwei Gehwege, vier Fahrstreifen und eine zweigleisige Straßenbahn breit, mit einem Hubteil in der Mitte und Unterführungen und Ladenpassagen neben und unter den Rampen. Die Bahnbahn steigt zur Mitte hin sanft an, dort können die kleineren städtischen Schiffe

problemlos durchfahren. Unter der Fahrbahn, dicht überm Wasser, liegt eine zweite Ebene mit einer langen Reihe von Restaurants und Teehäusern – als Fußgänger kann man also auch unten entlanggehen, dort ist es behaglicher, nur muss man auf halber Strecke, am Hubbrückenteil, ein paar zusätzliche Treppen auf und ab. Und vieles entgeht einem: die Weite, das Meer, die Nebel im Herbst, die Delphine, die manchmal aus einer fernen Woge auftauchen.

Die Brücke überspannt ein vor Urzeiten versunkenes Flusstal, eine langgestreckte Meeresbucht, die wiederum die beiden ältesten Stadtviertel trennt und damit zugleich die beiden Mentalitäten der Stadt: Die Südseite ist konservativ und dem Osten zugewandt, der nördliche Teil, mit seinen jahrhundertealten Botschaftsgebäuden und Kaufmannspalästen, ist geprägt von der Denkweise des Westens und der Leichtigkeit des modernen Lebens.

Ein beliebter Schriftsteller dieser Stadt – wir werden noch einigen anderen begegnen – hat die Häusermassen der beiden Stadtteile einmal mit den »weit ausgebreiteten Flügeln eines kleinen Vögelchens mit zerbrechlichem Leib« verglichen. Das ist noch immer ein treffendes Bild. Die Brücke ist dieser kleine Leib zwischen den beiden riesigen Flügeln. »Die Brücke ist klein, winzig, verletzlich, aber wenn man sie fortnimmt, brechen diese riesigen Flügel auf beiden Seiten ab, dann können sie sich nicht mehr bewegen, nicht mehr in die Luft erheben!«

Ohne die Brücke wäre die Stadt nichts. Außerdem ist die Brücke selbst eine Stadt, aber man darf sie auch wieder nicht mit der Stadt verwechseln, die Brücke ist nicht die Stadt, und die Stadt ist nicht das Land, keinesfalls. Die Brücke ist vor allem sie selbst, einigen wir uns darauf.

Jetzt reckt und streckt sich die Brücke. Der Vormittag ist vorbeigeplätschert, der Regen hat aufgehört. Die Brückenbelegschaft hat sich um einen Schuhputzer erweitert und um einen Mann, der wie eine lebende Kleinanzeige wirkt; er möchte eine fast neue elektrische Bohrmaschine verkaufen. Dazu hat er sich auf dem Gehweg postiert, den Schlagbohrer vor seinen Füßen, den Bohrersatz lose daneben, und nun wartet er. Jeder wartet in dieser Stadt, immer, und manchmal hilft es sogar.

In der Unterführung tauchen Männer mit einem neuen Spielzeug auf: Miniatur-Smarts, die zu fröhlicher Musik ihre Runden drehen und mit den winzigen Türen schlagen wie Vögel mit den Flügeln. Fünf Millionen. In einer Ecke warten drei glänzend neue Koffer auf große Abenteuer. Auf der Treppe hat sich ein alter Bettler niedergelassen. Wenn man ihn anspricht, hebt er den ausgezehrten Kopf und zeigt auf ein Metallplättchen an seiner Kehle. Darunter hat einmal seine Stimme gewohnt, die ist nun rausgeschnitten und fort für immer.

Die Taschenspieler gehen in Stellung. Sie benutzen einen Stuhl, einen Packen Spielkarten und eine alte Zeitung. Ansonsten ist es das gleiche Prinzip wie überall: ein Mann, der Karten verteilt, um ihn herum drei oder vier Komplizen, die dem Publikum mit Händeklatschen und Freudentänzchen vorgaukeln, dass sie dauernd gewinnen, im äußeren Kreis ein paar Taschendiebe, die den arglosen Dörfler, wenn er sich unter die Umstehenden mischt, fachmännisch ausplündern, sofern ihn nicht schon das Spiel selbst von der Last seines Bargelds befreit. Nur dass die Männer auf der Brücke eine Kleinigkeit übersehen, die sie verrät: Sie stammen ganz offensichtlich alle aus derselben Gegend, vielleicht sogar aus derselben Familie, alle haben sie die gleichen ledernen Gesichter, alle tragen sie die gleichen erbärmlichen Regenmäntel über staksigen Beinen; da hilft auch kein Tänzchen.

Im Jahr 1878 überquerte der italienische Schriftsteller Ed-

mondo de Amicis die Brücke – die Vorvorgängerin der heutigen – und richtete dabei den Blick auf den damals noch bretternen Brückenbelag oder besser gesagt auf das Gewimmel der Füße: »Alles Schuhzeug der ganzen Erde, von dem Adams bis zu den Stiefelchen der neuesten Pariser Mode, geht vorüber: die gelben Pantoffeln der Türken, die rothen der Armenier, die blauen der Griechen, die schwarzen der Israeliten, Sandalen, Stiefel aus Turkestan, albanesische Gamaschen, ausgeschnittene Schuhe, ›Gambari‹, in tausend Farben, wie sie die Hirten und Pferdeführer aus Kleinasien tragen, goldgestickte Pantoffeln, ›Alpargatas‹, auf spanische Weise gemacht, Stiefel von Atlas, von Stricken, von Lumpen, von Holz folgen sich so dichtgedrängt, daß, wenn man auf das eine Paar blickt, sich schon hundert andere dazwischen stellen.«

Fast anderthalb Jahrhunderte später sehe ich einen endlosen Zug von Sportschuhen, die Händlern, Touristen, Spielern und Dieben gehören. Ich sehe die schwarzen Halbschuhe der Kellner. Die schmutzigen Slipper eines Lastträgers mit riesigem Gemüsekorb auf dem gebeugten Rücken. Die weißen Pumas des Straßenfotografen, dessen Revier die Brücke ist. Die spitzen Goldschuhe und Silbersandalen von zwei selbstbewussten Mädchen, die in modischen, türkis- und orangefarbenen Kleidern promenieren, um die Köpfe knallbunte Tücher gewickelt. Die nackten, braunen, von schwarzen Ölflecken bedeckten Füße eines Klebstoffschnüfflers. Die Holzschuhe zweier schwarz gewandeter Strenggläubiger. Die halbhohen Turnschuhe, in denen ein Mädchen – halblange Haare, *Life*-T-Shirt, Büchertasche über der Schulter – durchs Leben wirbelt. Die silbernen Pantöffelchen eines winzigen Karnevalsprinzeleins, eines kleinen Jungen, der heute seine Beschneidung feiert. Die verschlissenen Salonschleicher des Parfümverkäufers.

Edmondo de Amicis musste immer Acht geben, um nicht umgestoßen zu werden, ein solches Gedränge herrschte auf der

Brücke. »Da ist ein Wasserträger mit einem colossalen Schlauch auf dem Rücken, hier eine russische Dame zu Pferde, dann ein Fähnlein Kaiserlicher Soldaten, wie Zuaven gekleidet und anzusehen, als ob sie zu einer Belagerung auszögen; hier eine Schaar armenischer Lastträger, die zu zweien auf den Schultern lange Stangen tragen, an denen Ballen von Kaufmannsgütern hängen ...«

Heute verteilt sich das Brückengedränge auf mehrere Spuren: die Straßenbahn für die Mittelklasse, die Autostraße für die Reichen, die Gehwege für die Verlierer, Abweichler und Touristen. Das Gehen ist langsamer geworden, es ist eher ein Trotten und Flanieren. Und die Angler sind Gestalten, die sich gar nicht vom Fleck rühren, undenkbar auf de Amicis beweglicher Brücke. Zu seiner Zeit wurde auf der Brücke kaum geangelt, es gab genug bessere Stellen dafür. Erst Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als die Stadt wieder einmal von Massenarbeitslosigkeit heimgesucht wurde, entwickelte sich die Brücke zum beliebten Angelplatz.

»Man konnte sich ins Teehaus setzen, mit Freunden um etwas Geld spielen«, erzählt einer der Angler der ersten Stunde, »aber auf die Dauer konnte sich das niemand leisten. Und so haben wir mit dem Angeln angefangen. Das kostete fast nichts, es brachte sogar noch was ein, und Sie sehen ja, wie gesund ich bin und dass ich zur Ruhe gekommen bin!« Er hat sich aus seinem Geschäft zurückgezogen, jetzt ist er immer auf der Brücke zu finden, und immer mit Baseballmütze und kariertem Hemd. Aber berufsmäßiger Fischer ist er nie geworden, und das gilt für die meisten Dauerangler auf der Brücke.

Wenn man sie kennenlernt, stellt man fest, dass die meisten von ihnen Rentner oder Büroangestellte sind und dass die Brücke ihnen vor allem ein paar Stunden Erholung schenkt. »Jeden Tag angeln, das lehrt einen Geduld«, meint ein Bankangestellter. »Es ist ein Teil meiner Lebensphilosophie geworden. Und

immer dranbleiben, auch im November abends um acht, wenn der Regen einem die Knochen zerfrisst, o ja, auch das gehört dazu!« »Es ist pure Meditation«, glaubt eine Frau, die von ihren familiären Problemen erzählt. »Ich hatte dauernd Magenschmerzen von all dem Ärger, das Meer hat mir über alles hinweggeholfen.«

Das alte spanische Ehepaar, das sein Lager immer bei den westlichen Hubtürmen aufschlägt, gehört zu den Ausnahmen. Die beiden angeln erst seit etwa drei Jahren und müssen davon leben. »Natürlich geht das«, sagt er, während er einen Eimer Wasser hochzieht. »In einer halbwegs anständigen Saison geht das sogar sehr gut. Nur in den Monaten, in denen wir fast nichts fangen, da sitzen wir wirklich in der Klemme.« Jeden Morgen geht es um sechs Uhr los, pro Tag verdienen sie zehn, fünfzehn Millionen. Er spult bedächtig eine neue Schnur ab, sie dreht eine Zigarette für ihn, das Hündchen der beiden wohnt in einer alten Tasche neben den Köderfischen. Die Seeluft hat ihre braune Haut gegerbt. »Ja, natürlich haben wir finanzielle Probleme. Ein Sohn unterstützt uns ein bisschen, ganz von sich aus, er kommt gut zurecht. Die anderen Kinder übrigens auch, sie haben alle drei studieren können. Aber wir bitten sie doch nicht um Geld!« Und dann erzählen sie von dem Tag, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet sind, in Venedig, vor so vielen Jahren – sie war Fabrikarbeiterin, er Lastwagenfahrer ohne feste Anstellung –, und wie es dann weiterging: zuerst Spanien, schließlich die Brücke. Und immer noch ist da dieses Leuchten in ihren Augen, wenn sie sich ansehen.

Alle professionellen Angler fangen zuerst ein paar Köderfische. Die werden der Länge nach durchgeschnitten, und dann beginnt die eigentliche Arbeit. »Aber so große Fische wie in der Zeit unserer Eltern, die fängt man nicht mehr«, sagen alle. »Die werden jetzt von den Trawlern weiter draußen weggefischt, und außerdem ist das Meerwasser auch nicht gerade sauberer gewor-

den.« Der Bankangestellte, der das Angeln von seinem Vater gelernt hat, beobachtet seit langem, dass die Fische Jahr für Jahr weniger werden: »Früher gab es hier so viele Fische, man hätte sie einfach mit dem Kescher holen können, von jeder Sorte, alles, was man sich vorstellen kann. Man brauchte auch kaum etwas dafür zu tun, es ging ganz ohne Köder. Noch vor zehn Jahren konnte man hier immer große Fische fangen, Blaubarsche und andere Schwergewichte. Heute beißen hauptsächlich Sardinen an, und man braucht schon eine gute Ausrüstung, wenn man noch was Vernünftiges fangen will.« Er greift unter den Proviantbehälter und zieht sein Handwerkszeug hervor: Angelschnüre und Haken in allen Varianten und Größen, Haken mit schweren Bleigewichten für starke Strömungen, ultradünne Schnüre fürs Grundfischen, Haken mit kleinen Federbüscheln, die weit ausgeworfen werden, Haken für Sardinen, Haken für Blaubarsche, Haken für Makrelen, Schnüre für schönes Wetter, schlechtes Wetter, Sturm, Regen, Sommer, Herbst.

Unter den Daueranglern kennt man sich mehr oder weniger, einer hilft dem anderen, wenn ein Fisch am Haken Schwierigkeiten macht, und Neulingen erteilt man gute Ratschläge. »Aber wenn sie nichts auf die Reihe bekommen, tun sie uns den größten Gefallen, wenn sie wieder verschwinden.« Sie selbst stehen am liebsten ganz nah bei den Hubtürmen, da schießt hin und wieder noch ein fetter Brocken vorbei. Nur hält sich hier auch gern das Grüppchen zorniger Männer auf, verbitterte ehemalige Bauern, die in der Stadt gescheitert sind und die man besser nicht anspricht, weil sich dann gleich ihre ganze aufgestaute Wut entlädt. »Sie können sich nicht benehmen«, knurrt der Bankangestellte. »Auch nicht Frauen gegenüber. Nicht einmal, wenn die ein Kopftuch tragen. Die Stadt ist inzwischen voll von unzivilisierten Hinterwäldlern!«

Die abendliche Hauptverkehrszeit beginnt. Aus den Straßen der Nordseite strömen abgekämpfte Verkäuferinnen, Arbeiter und Büroangestellte zur Brücke. Sie müssen zu den Fähren oder trotten weiter zu einem der ärmlichen Viertel der Altstadt. Hinter den Minaretten färbt sich die Sonne rot. Der Fotograf wandert trübsinnig auf und ab, dick eingepackt gegen den Wind, die Kapuze hochgeschlagen, die abgenutzte Polaroidkamera in den frierenden Händen. Um ein Uhr heute Mittag hat er angefangen; fünf Stunden gestanden, zwei Kunden. »Ich kann mich jetzt nicht mehr mit euch unterhalten. Sechs Millionen, davon kann ich nicht leben. Ein paar Millionen muss ich noch verdienen.«

Auf den Treppen an der Altstadtseite warten Dutzende von Menschen auf ihre Busse. Ein Mann spielt ein paar Melodien auf einer Laute, quengelnde Kinder klammern sich an ihre Mütter, neben ihnen stehen volle Körbe und Einkaufstaschen. Überall sitzen dicht gedrängt solche Familiengrüppchen.

In der Nähe leuchtet die Reklame von Ramsey London auf: Ein riesiger blonder Mann in einem Sessel schaut uns prüfend an; er trägt einen leichten orangefarbenen Samtanzug und einen weißen Schal, im Hintergrund sieht man einen Bücherschrank und viel solides englisches Holz.

Nun kommen auch die Kinder, die auf den Straßen Taschentücher und Pflaster verkaufen – ich schätze sie auf höchstens acht Jahre –, die Maroniverkäufer mit ihren Karren, die Träger mit Stoffballen und Körben, ein Mann mit einem Turm aus Brotringen auf dem Kopf, die Schuhputzer, die Spieler, eine böse alte Frau, die Verliebten.

Die Taschendiebe haben sich über die Brücke verteilt. In aller Ruhe folgen sie den Passanten, schlendern ein Stückchen mit, gehen eine Idee zu nah an einem Touristenpärchen vorbei – »Excuse me!« –, und schon ist es wieder passiert, so rasch, wie ein Kormoran einen Fisch aus dem Wasser holt, schneller noch. Es wirkt bedacht und vor allem dezent, dieses professionelle Er-

leichtern der wenigen Europäer und Amerikaner, die sich an den Vorfrühlingstagen auf die Brücke wagen.

Die Ladenpassage im Untergeschoss hallt von den vielen Stimmen wider. Ein Schirmverkäufer, ein Mann, der Filzeinlegesohlen anpreist, ein Kugelschreiberverkäufer, ein Geldbörsenhändler, ein Batterienverkäufer, eine Bettlerin mit einem etwas zu elend aussehenden Kind und etwas zu vielen goldenen Ringen – alle rufen durcheinander. Sie werden noch übertönt von dem eisernen Optimismus der jungen Losverkäuferin: »Nehmen Sie Ihr Glück in die Hand. Ziehung am Samstag!« Dann wird in der Staatslotterie das große Los gezogen. »Neunzig hab ich verkauft, und ich komme noch auf hundert, da bin ich mir sicher«, sagt sie fröhlich. Auf dem Tischchen vor ihr herrscht peinliche Ordnung, die Losstapel, von Gummibändern zusammengehalten, sind sauber aufgereiht. Ihr geschwollenes linkes Auge schimmert grün und blau. »Heute muss es klappen.« Schräg gegenüber legt jetzt ein Buchhändler seine Ware auf ein paar Zeitungen aus: knapp zwei Dutzend abgegriffene Thriller und Romane, mehrere Fotobände mit Kaffeeflecken. Er lässt sich Zeit. Bis tief in die Nacht, wenn längst alle Rollläden heruntergelassen sind und nur noch das Gesindel vorbeikommt, wird er dort sitzen, ruhig abwarten und Zigaretten rauchen, eine nach der anderen.

Draußen ist inzwischen der Sternwind aufgekommen. Das ist ein seltsames Naturphänomen in dieser Stadt: orkanartige Böen, die unerwartet vom Wasser her wehen. Plötzlich schäumen die Wellen zornig auf, die Fähren spucken noch mehr Qualm als sonst und halten nur mühsam Kurs, in den Straßencafés wird das Geschirr von den Tischen geblasen, Reklameschilder klappen um, Sand sticht in den Augen. Der Mann mit der Bohrmaschine macht sich aus dem Staub, die Schuhputzer packen ihre Siebensachen zusammen, die Angler holen eilig ihre Schnüre ein, aber es ist schon zu spät.

Oben auf den Hubtürmen beginnt es zu krachen, vor unseren Augen knicken die gigantischen Plastiktulpen der Reihe nach um. Wie angewurzelt schauen wir zu den leuchtend bunten Blasen hinauf, denn jetzt fliegen sie über die Brücke, die Biester sind regelrecht gefährlich, so groß sind sie, und der Fotograf, der Parfümverkäufer, das spanische Ehepaar, die Amerikaner, die Taschendiebe, die Angler, wir alle, die wir gerade auf der Brücke sind, müssen rennen, um nicht von einer dieser blödsinnigen Monstertulpen erschlagen zu werden.

Dann legt sich der Wind.

II STURM DER GERÖSTETEN WALNÜSSE

Der Tag des Sohlenverkäufers hat um halb sechs begonnen. Da war es noch dunkel. Er ist aufgestanden, während sein Zimmergenosse weiterschlieft, hat in einem Frühlokal einen Teller Suppe bekommen, und nun steht er in der Unterführung und schwenkt seine Filzeinlegesohlen. Inzwischen ist es zehn Uhr. Die Kälte dringt durch seine rotbraune Jacke und die Wollmütze, aber am meisten machen ihm seine Zähne zu schaffen, schon seit Wochen ist sein Mund eine brennende Hölle. »Ich muss mir Antibiotika besorgen«, sagt er. »Aber erst muss ich einem Freund von mir Geld zurückerzahlen, fünfundvierzig Millionen, und ich hab nur bis Freitag Zeit.« In diesen Tagen lebt er fast nur von altem Brot, aber er ist voller Optimismus. Heute gehen viele Soldaten über die Brücke, und die haben immer kalte und schmerzende Füße vom Wachestehen. Und es kommt noch mehr schlechtes Wetter. Bis jetzt hat er drei Paar verkauft, drei Millionen Umsatz. Mit ein bisschen Glück bringt er es heute auf zwölf Millionen. »Und ich rauche viel, das hilft immer sehr gegen den Hunger.«

Es ist ein ruhiger Morgen. Auf der Brücke stehen etwa zwanzig Angler. Der Fotograf hat spät angefangen, gestern Abend hat er noch in einem anderen Stadtteil gearbeitet. Fünfzehn Millionen. Den Parfümverkäufer hat schon seit ein paar Tagen niemand mehr gesehen. Der Brückenpolizist – die Brücke hat einen eigenen Polizeiposten – macht freundlich seine Runde. »Es gibt nichts zu tun, heute ist kein Geld unterwegs.« Springt denn nie mal jemand übers Geländer? »Selbst das macht man auf anderen Brücken.«

Ich kaufe ein paar Päckchen Marlleak bei Önder, einem der Zigarettenjungen. »Nichts zu tun?«, fragt er lachend. »Alles, was Gott verboten hat, passiert hier: Raub, Taschendiebstahl, die Spieler da legen sich sogar gegenseitig um.« Wie Leute ausgeraubt werden, hat er in der Unterführung oft genug miterlebt. »Vier oder fünf Männer fangen zum Schein an zu kämpfen, auf einmal wird ein Tourist mit reingezogen, und der Rest ist dann einfach.« Jeder hat seine eigene Technik. »Es gibt tausend bewährte Methoden, in Istanbul an Geld zu kommen. Und diese Männer sind Spezialisten.« Aber auf dieses Hütchenspiel, darauf fällt doch niemand mehr rein? »Unterschätzt unsere Taschendiebe nicht, eure sind nicht halb so professionell wie unsere. Die hier sind die besten von Europa!«

Die Fähren qualmen und werfen gischtende Bugwellen auf, immer tun sie so, als würden sie nach Odessa fahren oder nach Athen statt zum gegenüberliegenden Ufer, eine Viertelstunde entfernt. Der Himmel ist voller Nebelkrähen, auch in den Bäumen rund um den Palast sitzen überall welche, und in großen Schwärmen ziehen sie ihre Kreise über den verfallenen Mauern und vergessenen Kuppeln, über den letzten Gräbern der berühmten »Totenfelder«, die dort einmal lagen.

In der Unterführung scherzt der Brückenpolizist mit Önder und seinen Freunden. Es gibt hier ein kompliziertes Geflecht von Beziehungen, und dazu gehören alle möglichen Deals, bewusstes Wegsehen, Nicht-Wissen-Wollen. Aber jetzt entsteht in einem Quergang plötzlich ein Tumult: Die Vorposten haben Polizisten einer Sondereinheit gesichtet, und alle suchen das Weite. Die Jungs in der Unterführung rafften mit einer schnellen Bewegung ihre ausgelegten Zigarettenpackungen, Handys und Spielsachen zusammen, ihre Taschen sind auf einmal prallvoll, während die Kartons, die als Ladentische dienten, leer und seltsam nutzlos auf dem Gehweg stehen. Den Blick zur Decke gerichtet, wartet man ab, bis die Uniformen vorüber sind.

Nur der Teebrüher bleibt gelassen. Er hat bloß ein verschlissenes englisches Jackett an, ist aber der Einzige, der nicht unter der Kälte leidet. Bei diesem Wetter erfreut er sich sogar einer gewissen Unverletzlichkeit – auch die Polizisten zählen ja zu seinen Abnehmern –, und außerdem kennt ihn jeder, er arbeitet hier schon seit vier Jahren. »Es sind gute Tage«, sagt er, während wir auf Tee warten. Aber glücklich ist er nicht. »Könnte ich in meinem Dorf an einem Tag fünf Millionen verdienen, ich würde morgen zurückgehen. Aber in meinem Leben tut sich nichts Wichtiges mehr, schon seit Jahren nicht.« Als sich die Aufregung gelegt hat, bekommen die Handyjungen, die in der Hektik ihren Tee verschüttet haben, neue Becher von ihm, denn mit dem Tee hier hat es etwas Besonderes auf sich: Bei Verlust durch Polizeieinsätze greift eine Art Garantie.

Der Teebrüher, die Zigarettenjungen und der Sohlenmann leben auf einem zauberhaften Fleckchen Erde, aber davon haben sie nicht viel. »Es gibt Orte«, schreibt der russische Dichter Joseph Brodsky, »wo Geschichte unausweichlich ist, wie ein Autobahnunfall – Orte, wo die Geographie Geschichte provoziert. Ein solcher ist Istanbul alias Konstantinopel alias Byzanz.« Islambol, könnte man noch ergänzen. Und Haus der Glückseligkeit, Hohe Pforte, Haus des Kalifats, Tor zum Glück, Auge der Welt, Zufluchtsstätte des Universums. Die Griechen nannten den Ort auch einfach Polis, die Stadt: Es gab keine andere.

Schon im siebten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hatten Griechen auf der strategisch günstig gelegenen Halbinsel zwischen Goldenem Horn und Marmarameer eine Kolonie gegründet, Byzantion. Fast tausend Jahre später beschloss der römische Kaiser Konstantin der Große, an dieser Stelle die neue Hauptstadt des Römischen Reiches zu schaffen.

Dieses »Neu-Rom« – bald Konstantinoúpolis genannt – entwickelte sich in den folgenden Jahrhunderten zur wichtigsten Hafenstadt Europas; es war eine Schatzkammer der Künste und